

Massabielle-Felsen, an dem Bernadette ihre erste Vision der Jungfrau Maria hatte, und in diesem Felsen befindet sich die Grotte. Krücken und Schienen hängen von den Wänden wie überdimensionierte Weihnachtsdekoration. Die vielen Menschen hier überraschen mich. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass Lourdes so berühmt ist.

Umgeben von Bergen und Tälern liegt Lourdes abgelegen und autark. Für einen Ort, an dem der Glaube so stark präsent ist, klingt das seltsam. In diesen heiligen Räumen werden alle metaphysischen oder nicht greifbaren Elemente der Religion real. Die Gläubigen tragen ihre Gebete in sich, sprechen sie wortlos in Gedanken vor sich hin, doch hier wird ihr Glaube – dieses flüchtige, blinde Ding – greifbar. Es gibt physische Signifikanten und Vermarktungsgegenstände – Souvenirs in jeder Form: Flaschen in der Form der Jungfrau Maria, gefüllt mit Weihwasser, Bernadette mit ihren Freundinnen aus Alabaster. Girlanden gläserner Rosenkranzperlen. Reliquien in den Farben des Meers und des Himmels, die in Eimern angeboten werden wie Makrelen. Blau gilt als Farbe der Heiligkeit, der Natur, der Wahrheit und des Himmels. Die hiesigen Geschäfte strahlen azurblau und immergrün. Ich meide die Wundermedaillen und Kruzifixe und kaufe stattdessen einen Viewmaster für meinen jüngeren Bruder. Er zeigt Ansichten der Basilika, Bernadettes und der Grotte.

### *»Everywhere We Go (Everywhere We Go)«*

Wegen der Hügel musste ich einen Rollstuhl mitnehmen. Als meine Mutter hörte, dass es in Lourdes ständig bergauf und bergab geht, ließ sie bei der Irish Wheelchair Association einen aus. Am Tag der Abfahrt von der Schule weinte ich im Auto. Schon kam der Bus in Sicht. Ich hatte vier Tage lang dafür gekämpft, keinen Rollstuhl mitnehmen zu müssen – aufgrund der Befürchtung, dass alle mich anders betrachten würden, sobald ich mich hineinsetzte.

Sie würden mich tief bemitleiden.

Ich wäre das Krüppelmädchen.

Meine Eltern hatten die Argumente auf ihrer Seite: Komfort, Sicherheit und eben die vielen Hügel. Durch das Autofenster sah ich die aufgeregten

Mitschüler, deren Eltern ihnen ein paar Extra-Francs zusteckten. Mein Vater hatte versprochen, den Rollstuhl erst in den Bus einzuladen, wenn alle – auch ich – drinnen saßen. Also wartete er und hievte ihn schließlich diskret in den Stauraum für das Gepäck. Der Bus senkte sich unter dem Gewicht. Ich werde ihn einfach nicht benutzen, nahm ich mir vor. Auf dem Weg nach Wexford zur Autofähre spürte ich das vertraute Schamgefühl, das ich schon von dem Erlebnis mit dem Badeanzug beim Arzt und den Umwegen um Tanzflächen herum kannte.

### *Durchdrehen*

Wir erreichten Lourdes an einem Frühlingstag; die Luft war noch nicht warm. Wenn ich heute die Fotos betrachte, muss ich über die Dauerwellen und Pastellblusen mit Schulterpolstern meiner Freundinnen und meinen Jeansrock und die Söckchen, die ich selbst trug, lachen. Wir wissen nicht, was vor uns liegt oder wer wir einmal sein werden. Unsere Schüchternheit ist auf den Bildern spürbar. An der Hotelbar wurde Café au Lait in kleinen weißen Tassen für drei Francs verkauft. Wir bestellten in ungeübtem Französisch, nippten an den Tässchen und fühlten uns kultiviert. Als der Busfahrer Paddy den Rollstuhl aus dem Laderaum hob, bemerkte er, ich sähe ihm beim Sprechen nie in die Augen. Ich weigerte mich, mich in den Rollstuhl zu setzen. Weil ich die ersten drei Monate des Schuljahrs an der neuen Schule versäumt hatte, war ich eine Außenseiterin. Es hatten sich bereits enge Freundschaften entwickelt, und obwohl ich mir Mühe gab, war ich allein, eine Insel, weit entfernt von meinen Mitschülern. Jetzt standen acht oder neun Jungen und Mädchen schweigend um den Rollstuhl herum, während ich in meiner Sturheit versank. Ich habe seither oft an diesen Moment gedacht und erinnere mich jedes Mal an die Panik als rein körperliches Phänomen. Wie sich der Magen umdreht, wie die Wangen rot werden. Die Stille, das Warten auf eine Reaktion. Die Jungen nahmen den Rollstuhl und sausten vor dem Hotel die Straße rauf und runter. Sie fuhren mit nach hinten gekipptem Rollstuhl, drehten sich um die eigene Achse, und das Ganze führte zu einem Dominoeffekt: Jeder wollte einmal an die Reihe kommen. Wir täuschen uns immer wieder in anderen. Wir sind misstrauisch und

unterstellen ihnen Dinge. Der Rollstuhl wurde zu einer komischen Requisite, ohne dass über mich gelacht wurde. Im Licht der französischen Sonne lachten wir, und ich liebte die anderen für ihre Güte. Sie war wichtiger als Gebete.

### *Das Gewicht von Wasser*

Als Bernadette 1858 in Lourdes die Jungfrau Maria erschien, offenbarte sie ihr, dass sich eine Quelle unter der Stadt befindet. Das Wasser soll Heilkräfte haben und wird durch ein Tunnelsystem in die berühmten Bäder geleitet. Sie liegen in einem höhlenartigen Gebäude aus Stein. Die kräftigen Frauen, die dort arbeiten, haben schon Tausenden hoffnungsvollen Besuchern ins Wasser geholfen. Wir stellten uns in die Schlange. Als ich an die Reihe kam, betrat ich einen dunklen Raum. Eine Frau wies mich an, mich auszuziehen, und wickelte mich in ein feuchtes, weißes Tuch. Sie fragte, ob ich ohne Krücken gehen könne, und ich sagte, kurze Strecken seien möglich. Das Bad sah aus wie ein großer Steintrog und war, wie die Grotte selbst, geformt wie ein Uterus: Solche Orte – ob aus Fleisch oder Stein – verströmen Kraft. Man half mir hinab ins Wasser. Extreme, beißende Kälte durchfuhr mich. In dem kaum beleuchteten Raum ließen mich diese Frauen mit ihren starken Armen langsam nach hinten sinken. Mit all meinen Gebeten und Hoffnungen wurde ich untergetaucht. Einen Moment lang blendete die Kälte des Wassers alles andere aus. Ich wollte, dass das Wasser in meine Knochen dringen und mich erneuern würde. Nach Monaten, in denen ich mich gefragt hatte, wie es sich wohl anfühlen würde, war es nun vorbei. Meine Haut war sofort wieder trocken. Außer der lilafarbenen Marmorierung, die die Kälte auf meiner Haut hinterlassen hatte, fühlte ich mich nicht anders.

Nach Einbruch der Dunkelheit begann es in Strömen zu regnen. Jede Nacht fand eine Lichterprozession statt, an der Tausende Menschen teilnahmen. Sie trugen dünne Kerzen, mit weißem Papier umwickelt, auf dem Marienbilder in blauer Tinte prangten. Angesichts des Wetters und des Geländes riet mir ein Lehrer, die Krücken gegen den Rollstuhl zu tauschen. So hatte ich die Hände frei für eine Kerze. Flammen zischten

im Regen. Die Schlange der Gläubigen wand sich um die Basilika, murmelte Gebete und ließ Rosenkränze durch die Hände gleiten. Die Stimmung war gedämpft, aber angenehm. Und inmitten der Menge geriet meine eigener Glaube ins Wanken: Zum ersten Mal seit meiner Ankunft – und nur wenige Stunden nach dem Besuch der Heiligen Bäder – glaubte ich nicht mehr an ein Wunder für mich.

### *De profundis*

An unserem letzten Tag in Lourdes gehen wir zum Morgengottesdienst im »Heiligen Bezirk«. Hunderte Pilger sind hier versammelt, das Spektrum der Krankheiten ist beeindruckend. Die Schwerkranken sind mit Betreuer gekommen, erwachsene Kinder begleiten ihre kranken Eltern. Ein Lehrer schiebt meinen Rollstuhl. Wir suchen nach einem Platz. Ein Ordner kommt auf uns zu und redet in schnellem Französisch auf uns ein, aber ich verstehe ihn nicht. Er schiebt den Rollstuhl nach vorne, wo die Bewegungsunfähigen und Schwerkranken sind, die sich nicht nur in Rollstühlen, sondern zum Teil auch in Betten befinden. Hier sind Menschen mit Sauerstoffflaschen und zerkrüppelten Körpern – Männer oder Frauen? –, die kaum aufrecht sitzen können. Der Ordner schiebt mich neben einen Mann im Rollstuhl, an dessen Kopf ein Metallrahmen befestigt ist. Er zuckt hin und wieder, bleibt aber ansonsten reglos. Speichel tropft aus seinem Mund. Ich will etwas zu ihm sagen, aber ich kann nicht. Vor mir in einem Krankenhausbett liegt ein Mann, der sechzig, aber auch neunzig Jahre alt sein könnte. Sein schmaler Körper ist fest in Decken gehüllt. Er hat knochige, filigrane Hände voller blauer Flecken, und die Venen sind geschwollen, was ich als Zeichen der erfolglosen Suche eines Phlebologen nach einer Vene erkenne. Der Mann unter den Decken wirkt wie eine Hülse, beinahe, als sei er gar nicht da.

Mit dreizehn Jahren habe ich den Tod noch nicht erlebt, aber hier kann ich ihn spüren. Er vernebelt die Luft. Ich will diese Menschen nicht ansehen und sehe dennoch hin. Ich sehe die Zersetzung von Knochen, das Verlangsamen des Herzschlags, die Begrenzung unserer Körper: Ein Wesen, das einmal lebendig und instinktiv und von Leben durchflutet in

die Welt kam. Doch mein Schrecken wird von etwas Stärkerem überlagert: Mit meinen banalen Kreideknochen fühle ich mich wie eine Hochstaplerin. Eine Frau hinter mir beginnt zu wimmern, erst leise, dann lauter, bis ihre Schreie die Liturgie übertönen. Die Messe dauert lange. Ich konzentriere mich auf das An- und Abschwollen der Antworten. Menschen weinen oder liegen still auf ihren Matratzen. Im Schatten der Grotte weiß ich, dass ich nach Hause zurückkehren und mit der Unvollkommenheit leben werde, dass meine chirurgisch veränderten Knochen mich durch die Jahre tragen werden. Unter dem wolkenverhangenen französischen Himmel bin ich dafür dankbar.

### *Via dolorosa*

Zwei Wochen später ging ich wieder ins Krankenhaus, weil mein Becken geröntgt werden musste. Der Arzt erklärte, meine Knochen hätten sich schnell zersetzt, und ein großer Eingriff sei nötig. Am Boden zerstört versuchte ich, mich auf die bevorstehende komplizierte Operation zu konzentrieren anstatt auf die vielen Schultage, die ich deshalb verpassen würde. Die langsame Genesung. Die Langeweile. Als orthopädische Behandlung wird die Arthrodesse heute nur noch an Pferden durchgeführt – ich stelle mir ausgelaugte, mit Entzündungshemmern vollgepumpte Rassepferde vor, die irgendwelchen Scheichs gehören. Bei dieser Notmaßnahme zur Schmerzverringerung werden Hüftgelenkkapsel und -knochen mit Metallplatten und Schrauben fest miteinander verbunden. Der Knochen verhärtet über zehn Wochen hinweg, die man in einem Beckengipsverband zubringt. Der Gips bedeckte zwei Drittel meines Körpers vom Brustbein bis zu den Zehenspitzen. Zwei Personen waren nötig, um mich zu drehen. Der Gips war gelblich weiß und wog so viel wie ein Anker. In den zehn Wochen, die ich eingesperrt und mit Bettpfannen verbrachte, lernte ich (heimlich), wie ich den Sarkophag aus dem Bett hieven konnte, wenn meine Eltern nicht da waren. Die Knochen wuchsen langsam zusammen, wodurch mir nur noch kleinste Bewegungen möglich waren und mein Bein kürzer wurde. Die Verbindung hielt zwanzig Jahre lang, bis zwei Schwangerschaften im Abstand von sechzehn Monaten dazu führten, dass eine Bombe in meinem Körper